

GERALD HAGEMANN
Dem Tod geweiht

Buch

Im südenglischen Badeort Brighton geht ein Serienmörder um; davon ist nicht nur Detective Chief Inspector Dorothy Marley überzeugt. Auch die Klatschpresse hat den Killer zur Stärkung ihrer Auflagen für sich entdeckt. Zwei Frauen sind dem so genannten »Brighton-Würger« bereits zum Opfer gefallen: die wohlhabende Immobilienmaklerin Christine Gordon und eine alternde Gelegenheitsprostituierte namens Margaret Penhalligan. Beide wurden an öffentlichen Plätzen gefunden – erdrosselt und lediglich mit einem Paar Ringelsocken bekleidet. Wie die Ermittlungen ergeben, war ihnen ihr Tod zuvor schriftlich angekündigt worden – mit einem Kärtchen, wie es Pathologen an die Zehen von Leichen binden. Darauf ist sowohl die Todesart als auch der Zeitpunkt des Ablebens vermerkt. Für Dorothy Marley wird der Fall schon bald zur Bewährungsprobe für ihre Beförderung zum Superintendent. Immer wieder hat sie mit den Anfeindungen von Chief Inspector Peter Bloomfield zu kämpfen, ihres Konkurrenten um den Posten. Schließlich scheint die Situation zu eskalieren: Denn in derselben Nacht, als Dorothy zum Palace Pier gerufen wird, um eine weitere nackte Tote in Augenschein zu nehmen, hat auch ihr Bruder Robert, ein ebenso erfolgreicher wie unzufriedener Kriminalschriftsteller, eine Morddrohung erhalten ...

Autor

Gerald Hagemann, Jahrgang 1971, ist selbstständiger Goldschmiedemeister und fertigt Zauberrequisiten für namhafte Zauberkünstler an. Der Autor ist Mitglied im »Cloak & Dagger Club«, einer Londoner Vereinigung, die sich die Untersuchung aller Aspekte der Jack-the-Ripper-Morde auf ihre Fahnen geschrieben hat. Regelmäßig führt er deutsche Touristen auf den Spuren des berühmten Serienmörders durch London. Als Resultat seiner langjährigen Recherchen hat Hagemann zwei Sachbücher zum Thema veröffentlicht: »London von Scotland Yard bis Jack the Ripper« und »Tatort Großbritannien«. »Dem Tod geweiht« ist sein erster Roman.

Gerald
Hagemann

Dem Tod
geweiht

Roman

GOLDMANN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2007

Copyright © 2007 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Wolf Huber

BH · Herstellung: Str.

Redaktion: Eva Wagner

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46208-8

ISBN-13: 978-3-442-46208-7

www.goldmann-verlag.de

In Erinnerung an Mama,
die
Königin Mutter

† 2003

*»Man muss die Tatsachen kennen,
bevor man sie verdrehen kann.«*

Mark Twain

PROLOG

I

Leitartikel aus *The Sun*,
28. August 1983:

Höchststrafe im Fall Barnes

Heute um 14.00 Uhr fällte Lord Oberrichter Leonard Belloc im Londoner Schwurgericht Old Bailey das Urteil über den mutmaßlichen Frauenmörder Brian Barnes (23). Barnes war Ende letzten Jahres der brutalen Vergewaltigung und Ermordung der 20-jährigen Renee White aus Long Weldon, Suffolk, angeklagt und ins Londoner Untersuchungsgefängnis Pentonville überführt worden, wo er ein halbes Jahr auf seinen Prozess wartete (wir berichteten). Obgleich der Angeklagte nach wie vor seine Unschuld beteuert, spricht die Beweislast eindeutig eine andere Sprache. Nach nur zweistündiger Beratungszeit gelangten die Geschworenen zu einem einmütigen Urteil: »Schuldig im Sinne der Anklage«. Der Lord Oberrichter erklärte in seinem Schlusswort an den Angeklagten: »Sie sind von einer zwölfköpfigen Jury Ihrer Landsleute eines widerwärtigen Verbrechens für schuldig befunden worden, und ich darf sagen, dass ich an der Richtigkeit dieser Entscheidung keinerlei Zweifel habe.« Die Menschenmenge vor dem Gerichtsgebäude quittierte das Urteil der Jury (fünf Männer und sieben Frauen) mit Beifall und Jubelrufen. Barnes wird noch in dieser Woche von London ins Parkhurst-Gefängnis auf der Isle of Wight verlegt. R. P. D.

Artikel im Provinzblatt *The Weldon & District Weekly News*,

25. Juli 2000:

Mutmaßlicher Mörder aus Haft entlassen

Vor 18 Jahren ereignete sich in unserem Bezirk ein grausiges Verbrechen. Die meisten unserer Leser werden sich noch an die Einzelheiten erinnern:

Das Opfer, die 20-jährige Tochter des Ehepaars White aus Long Weldon, war während eines Zeltlagers im Jahre 1982 geschändet und erdrosselt worden. Der mutmaßliche Täter, ein damals 22 Jahre alter Hilfsarbeiter in Evans' Sägewerk, wurde schnell ermittelt und zu einer Freiheitsstrafe von 25 Jahren verurteilt. Dieser Mann ist nun wieder auf freiem Fuß. Nach Angaben des örtlichen Constables kehrt er geläutert in seinen Heimatort zurück. Bürgermeister Billy Evans appelliert daher an die Bevölkerung, dem Straftäter bei der Integration ins normale Dorfleben keine Steine in den Weg zu legen. Des Weiteren kündigte er an, dem entlassenen Sträfling wieder einen Arbeitsplatz im Sägewerk zur Verfügung stellen zu wollen. Reverend Peter Cotton ließ gestern verlauten, dass er am kommenden Sonntag um 10.00 Uhr in der Gemeindekirche St. Michael's einen Willkommensgottesdienst abhalten wird. Bericht: Steven Andrews.

Kurzmeldung des *Brighton Evening Argus*,

Donnerstag, 27. Juli 2000:

Frauenmörder kehrt nach 18 Jahren in die Freiheit zurück

[Newport, Isle of Wight] Brian B., vor 18 Jahren des Mordes an einer jungen Frau in Suffolk überführt, wurde am vergangenen Dienstag wegen guter Führung vorzeitig aus dem *H. M. P. Parkhurst* entlassen. Während der letzten sieben Jahre hatte B. die Bibliothek der Haftanstalt geleitet und sich der Ge-

fängnisleitung zufolge insbesondere durch vorbildliches Verhalten seinen Mitinsassen gegenüber ausgezeichnet. R. P. D.

II

Mittwoch, 26. Juli 2000, 22.50 Uhr.

Nach der Besuchszeit am Nachmittag hatte James entschieden, dass für ihn nun die Zeit gekommen sei zu gehen. Zeit, Abschied zu nehmen. Und als er den Computer jetzt ausschaltete, den Stuhl ordentlich unter den Schreibtisch schob und den Freizeitraum verließ, war er sehr zufrieden mit seiner Entscheidung. Sehr zufrieden und erleichtert.

Im ganzen Haus herrschte Stille, und auf dem Flur war keine Menschenseele zu sehen. Er zählte die Neonröhren an der Decke, während er den hellen Korridor entlang zum Treppenhaus ging, so wie er sie auch immer gezählt hatte, wenn er in die entgegengesetzte Richtung hinauf zu seinem Zimmer gegangen war: *einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig ...* Zwei mehr als in der anderen Richtung, stellte er fest, als er bei der Tür anlangte. Sie war nicht verschlossen. Er stieß sie auf und trat ins Treppenhaus, wo ihm der Geruch von Bohnerwachs in die Nase stieg. Obwohl es auf allen Etagenfluren nach Bohnerwachs roch, war der Geruch hier noch einmal stärker; ein Geruch, den er mochte, der ihn an zu Hause erinnerte – an seine Mutter in ihrer Schürze, wie sie jeden Samstag auf den Knien den Boden schrubbte ..., an Jenny, seine Schwester, und an den Tag vor achtzehn Jahren, als sie beide in den Schuppen hinter dem Haus gegangen waren, um das Seil zu holen ... Mama hatte nicht lange leiden müssen, nicht annähernd so lange wie Daddy, *vom Krebs zerfressen*, nicht an-

nähernd so lange wie er selbst. Ein heftiger Schlag auf den Kopf, das Seil am Treppengeländer festgezurr. Ein Sturz, ein Ruck, dann war es vorbei. Sie strampelte nicht einmal.

Auf dem Weg zur Waschküche, einem riesigen weißen Raum im Keller, wo sich grün schimmernde Wäscheleinen wie Telegrafendrähte im Zickzack von einer Seite des Raumes zur anderen zogen, kam ihm niemand entgegen. James löschte alle Lichter hinter sich, als er eintrat, und schloss die Tür von innen ab.

Um an die Leine zu kommen, musste er auf einen wackeligen Holzschemel steigen. Mit der rechten Hand löste er sie sehr schnell und geschickt von den beiden Haken, zwischen denen sie gespannt war, und legte sie zu einem doppelten Strang zusammen. Sein linker Arm machte ihm wie immer Schwierigkeiten, doch es gelang ihm schließlich, die beiden Enden der Wäscheleine zwischen Daumen und Zeigefinger einzuklemmen und einen Knoten hineinzuknüpfen. Er nahm die Leine noch einmal doppelt – vier Stränge würden sein Gewicht tragen, überlegte er –, formte eine Schlinge und band das andere Ende an einem Haken an der Wand fest. Dann stieg er wieder auf den Schemel, den er ganz nah an die Wand geschoben hatte, hielt die Schlinge mit den Fingern offen, schlüpfte mit dem Kopf hindurch und zog sie in seinem Nacken fest.

Er lauschte einen Moment lang, als er irgendwo in der Ferne ein Geräusch hörte. Schritte, eine Tür fiel schwer ins Schloss.

Die Stille kehrte zurück, und er stieß den Schemel beiseite. Seine Füße traten Luft. Ein krampfartiges Zucken durchlief seinen Körper – nur wenige Sekunden lang –, bis der Frieden kam.

Dann hing er still.

ERSTER TEIL

Die Briefe & der Tod

1

9. September 2000, 23.35 Uhr.

Das Fernsehbild flimmerte.

»Kein Schriftsteller lügt«, sagt Robert Marley. Er sitzt in einem bequem aussehenden roten Sessel mit hoher Lehne. Die Studiokulisse ist in Gelb gehalten, einer Farbe, die ihm zuwider ist. Sein Gesicht wird in Großaufnahme gezeigt, während er spricht. Streifen laufen über den Bildschirm. »Wir erzählen Geschichten, nichts weiter. Geschichten, die für uns in gewisser Weise die Wahrheit bedeuten.« Die Kamera schwenkt zu Edward Carson, seinem Interviewpartner.

»Sie schreiben über Verbrechen und sehen eine Wahrheit darin?« Carson setzt ein breites, einstudiertes Lächeln auf. Es ist ein hohles, desinteressiertes Lächeln – das Lächeln einer Maschine. Er spricht in die Kamera: »Ist das nicht beinahe ein Schuldeingeständnis?« Eine absichtliche Pause, gerade lange genug, um bemerkt zu werden. »Eine Frage zum Abschluss, Mr. Marley – was tun Sie, wenn Sie nicht gerade schreiben?«

Marley in Großaufnahme. »Ich schlafe, Mr. Carson«, sagt er ohne Zögern. Kameraschwenk zum Publikum, Applaus und die allmählich lauter werdende Musik des Abspanns. »Ich schlafe für immer.«

Robert Marley nahm die Fernbedienung vom Tisch und schaltete den Fernseher aus. Er hasste Auftritte vor großem Publikum. *Carson & Co* gehörten zu einer Welt, die er zutiefst verabscheute – einer unehrlichen Welt. Wenn er seine Geschichten schrieb, war er allein, und das war gut so. Der gesamte Schreibprozess war etwas sehr Persönliches. Es gab niemanden, der sie beide störte. Nur die Geschichte und der Autor. Es war eine Art Vertrag. Die Wichtigkeit von Lesungen und Promotionveranstaltungen ließ sich nicht von der Hand weisen (beides war notwendig, wenn er wollte, dass die Leute seine Bücher kauften), doch lieben musste er die Publicity deshalb noch lange nicht.

Das Telefon läutete. Es war zwanzig vor zwölf.

Du lieber Gott, Mama, dachte er. Marley stand auf und ging ins Arbeitszimmer hinüber, wo das Telefon stand. Sicher hatte sie ihn in dieser verdammten Show gesehen und wollte ihm nun mitteilen, wie ungemein brilliant er wieder gewesen war.

Er nahm den Hörer ab.

»Beeson & Beeson Bestattungen.« Er hatte es sich mittlerweile zur Gewohnheit gemacht, sich nach neun Uhr abends mit einem Fantasienamen zu melden. »Richard Beeson am Apparat. Was kann ich für Sie tun?«

»Du stirbst, du Schwein!«, flüsterte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

Es war eine leise, sehr melodische Stimme, und einen grotesken Moment lang überlegte Marley, ob seine Mutter wohl in der Lage wäre, einen solchen Satz über die Lippen zu bringen. Er entschied sich dagegen.

»Was?«, war alles, was ihm als Antwort einfiel. Wäre er eine Frau gewesen, hätte er vermutlich zur Trillerpfeife gegriffen – ein Rezept gegen obszöne Anrufer. Er war sich

nicht sicher, glaubte aber, seine Schwester Dorothy habe ihm einmal davon erzählt.

»Am 31.11. dieses Jahres«, sagte die Stimme. Dann knackte es in der Leitung. Ein lang gezogener Summton war zu hören.

Marley stand noch eine ganze Weile am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer, starrte den Hörer an und horchte auf den leisen, klagenden Summton, der in seinen Ohren beinahe wie schweres Atmen klang.

Dann legte er auf und wählte die Nummer seiner Schwester.

2

Die Luft war eisig und schneidend, und der auflandige Wind trug die sprühende Gischt als feinen Nebel bis weit auf die Promenade hinauf. Chief Inspector Dorothy Marley vermochte das Salz auf ihren Lippen zu schmecken, als sie atemlos die Stufen auf der Ostseite des hell erleuchteten Palace Piers zum Strand hinuntereilte und die wilden Böen ihren offenen Mantel aufblähten. Weiter unten brachen sich die meterhohen Wellen brüllend an den stählernen Stützpfeilern des Piers und rollten angriffslustig gegen die Steinbarrieren, ehe sie träge über den grobkörnigen Sand ins Meer zurückglitten. Als sie auf die Gruppe von geschäftig herumhuschenden Menschen zuschritt, die batteriebetriebene Lampen aufstellten und das ihr so vertraute gelbe Absperrband ausrollten, begann es zu nieseln. Es roch nach Schnee. Hatten die Leute vom Wetterdienst nicht einen milden, beinahe mediterranen Herbstabend versprochen, 15 Grad Celsius und trocken? Es war weiß Gott nicht das erste Mal, dass sie sich irrten.

Der Mord war der Sussex Constabulary vor weniger als 40 Minuten gemeldet worden. Ihr Department war schnell, das wusste sie; trotzdem überraschte sie die Gegenwart all der Beamten. Insgeheim rügte sie sich für ihre Verspätung. Sie hatte in der Wanne gelegen, Händel gehört und nach der Auseinandersetzung mit ihrer Kollegin Angela an alles andere als an ihren Job gedacht, als der Anruf sie erreichte.

»'n Abend, Chief«, hörte sie eine Stimme neben sich. Es war Ralph Cloud, ihr Sergeant und Schatten. Ralphy war ihr mächtig ans Herz gewachsen; sie fand ihn irgendwie niedlich in seiner tollpatschigen, jungenhaften Art. Dorothy nannte ihn manchmal Clouseau ...

»Hi, Schatz«, sagte sie. Sie strich ihm im Vorbeigehen beiläufig übers Kinn.

Dorothy sah, dass Dr. Millner, der Polizeiarzt, neben dem weißen, leblosen Bündel, dem all der Trubel galt, im feuchten Sand kniete. Er war ein großer, gertenschlanker Mann mit kurz geschorenen grauen Haaren, der die sechzig bereits überschritten hatte. Sie trat von hinten an ihn heran, berührte ihn leicht an der Schulter. »Hallo, Doktor. Die Kollegen von der Spurensicherung scheinen sich ja mächtig ins Zeug gelegt zu haben.« Sie ließ sich neben ihn sinken. »Was haben wir?«

»Weibliche Leiche«, sagte Millner. »Zirka zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt.«

»Erdrosselt, wie die anderen beiden?«

»Erstickt. Keine Würgemale in diesem Fall.« Millner deutete auf zwei leicht unterblutete Druckstellen im Gesicht der Toten. Er erhob sich. »Der Tod trat durch gewaltsames Verschließen von Mund und Nase ein; vor allerhöchstens ein bis zwei Stunden, würde ich sagen.«

»Starb sie hier?« Dorothy ließ ihre Blicke über den nack-

ten Leichnam wandern. Lediglich die Füße steckten in Pumps. Die Brustwarzen der Leiche waren versteift, hellblondes Schamhaar kräuselte sich im Wind zwischen den gespreizten Beinen der Toten.

»Ihr Sergeant fand Schleifspuren.« Millner entledigte sich umständlich seiner Gummihandschuhe. »So, wie es aussieht, wurde sie in einer öffentlichen Toilette getötet – keine fünfzig Meter von hier. Wie in den beiden vorherigen Fällen fand kurz vor oder kurz nach Eintritt des Todes Geschlechtsverkehr statt.«

»Spermaspuren, Doktor?«

»Keine. Nichts. Gar nichts.« Millner warf die Handschuhe in seine schwarze, klobige Tasche. »Sie hat ihren gerechten Teil vom Leben noch nicht gehabt, nicht wahr?«

Dorothy schwieg. Warum, fragte sie sich, sprachen nur alle in Floskeln? Es war jedes Mal dasselbe, wenn ein junger Mensch starb. Was war denn schon der gerechte Teil vom Leben? Das Mädchen war schön. »Haben Sie ihr die Augen geschlossen, Dr. Millner?«

»Nein. Sie waren geschlossen.«

»Hat ihr Mörder sie geschlossen? Kann man das sagen?«

»Ich fürchte, nein, Inspector.«

Dorothy stand ebenfalls auf. Heller Sand haftete an den Knien ihrer Hosenbeine. Ein toter Mensch sah sehr, sehr friedlich aus. Nichts in seinem Gesicht verriet, welche Schrecken und Ängste er in den letzten Minuten ausgestanden hatte. Leichen waren entspannt. Entspannt wie ein Körper nach dem Sex. Was hatte Dennis Nilsen, der Londoner Muswell-Hill-Mörder, bei seiner Festnahme gesagt? ›*Die Leiche ist der schmutzige Teller, der vom Festmahl übrig bleibt.*‹ War dies hier ein Festmahl gewesen? Sie wusste es nicht. Hatte der Mörder in diesem Fall beim Akt des Tötens

Lust verspürt? Warum hatte er getötet? Und hatte er sich nachher die Hände gewaschen?

»Chief?« Es war Sergeant Cloud. Er sah ihr nicht in die Augen, sondern betrachtete ihren Mund. »Ich sollte Ihnen etwas zeigen.«

Es war eine öffentliche Toilette, wie jede andere in Brighton oder Hove. Allerdings war sie mit einer besonderen Haltevorrichtung für behinderte Personen ausgestattet worden. Chromfarbene Griffe befanden sich zu beiden Seiten der geräumigen Kabine. Der geflieste Boden war feucht. Es roch nach Urin und Desinfektionsmittel.

»Wer hat sie eigentlich gefunden?«, fragte Dorothy.

Cloud konsultierte sein Notizbuch, obwohl er Fakten gewöhnlich immer im Kopf hatte. »Ein junger Kerl namens Roger Abony. Ein Stadtstreicher«, fügte er hinzu. »Dachte wohl erst, sie sei auf Drogen. Seiner Aussage zufolge hat er sich neben sie gesetzt und sie angesprochen, weil er hoffte, mit ihr liebe noch was.«

Sie nickte beinahe abwesend. »Was wollten Sie mir zeigen?«

»Sehen Sie das da?« Cloud wies auf zwei parallele schwarze Abriebspuren rechts und links vor der Toilettenschüssel. Ein Stück weiter im Gang waren noch mehr. Diese überschritten sich jedoch und bildeten ein sternförmiges Muster. »Dr. Millner sagt, es habe ...« Cloud räusperte sich. »Es habe, nun ja, Verkehr stattgefunden.«

Der Spurensicherer Breckinridge mit seinem geheimnisvollen Tatortköfferchen hatte sicherlich jeden Winkel dieses Raumes bereits genauestens unter die Lupe genommen; da konnte es nicht schaden, wenn sie hier jetzt ebenfalls ein bisschen herumtrampelte und einstige Spuren verwischte.

Dorothy versuchte sich vorzustellen, wie der Mord verübt worden war. Der Täter musste sein Opfer zu Boden gezwungen haben. Vermutlich war er von hinten in sie eingedrungen. Aber was hatte er mit ihren Kleidern gemacht? Sie ins Meer geworfen? Bislang waren sie noch nicht gefunden worden.

»Cloud?« Sie ließ sich breitbeinig vor der Toilettenschüssel in die Hocke sinken.

»Ja, Sir?« Ihr Sergeant errötete im grellen Schein der Neonröhren. »... äh, entschuldigen Sie, Madam.«

»Kommen Sie her. Setzen Sie sich hinter mich. Na machen Sie schon.«

Auf Sergeant Clouds Stirn begann Schweiß zu perlen. »Ich weiß nicht recht, Chief«, sagte er.

»Setzen Sie sich hinter mich.« Sie beobachtete eine ganze Weile, wie Cloud sich zierte. Sie hörte sein verlegenes Räuspern, das ungeschickte Klappern seiner Schuhe auf den schlüpfrigen Fliesen. Dann verlor sie die Geduld: »Verdammt noch mal, Cloud! Tun Sie, was ich Ihnen sage! Setzen Sie sich hinter mich und legen Sie mir beide Hände auf den Mund.« Sie sah auf ihre Schuhspitzen. Obgleich sie flache Schuhe trug, stimmten die Abriebspuren mit der Position ihrer Schuhe überein. Um nicht nach vorn umzukippen, musste sie sich an den Chromgriffen festhalten, als sich der Sergeant hinter ihr niederließ und sein Gewicht ihren Körper nach vorne drückte. Ihre Füße glitten augenblicklich ab. Zwei dunkle Schlieren entstanden. Dorothy nickte nachdenklich.

»Okay!« Sie sprang so abrupt auf die Füße, dass Cloud das Gleichgewicht verlor und sich prompt auf den Hosensboden setzte. Sie drehte sich zu ihrem Sergeant um, der sich leise fluchend aufrappelte. Mit der rechten Schulter gegen

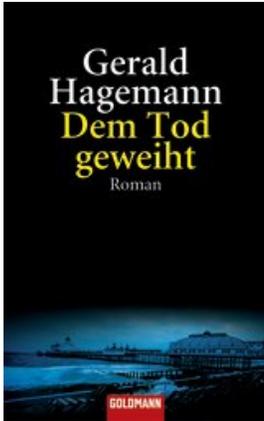
die Wand gelehnt, meinte sie dann: »Wenn er sie in diese Position *gezwungen* hat, warum hat sie sich nicht gewehrt?« Sie blickte zu Boden, betrachtete die Schlieren, die sie hinterlassen hatte, und dann die Vielzahl der sich überlagernden Spuren. »Er muss ein verdammt gut aussehender Mann sein. Oder in gewisser Weise hilflos wirken. Ich denke, sie ging freiwillig mit ihm in diese Toilette. Sie hatten Geschlechtsverkehr. Als sie merkte, was wirklich gespielt wurde, strampelte sie um ihr Leben, aber da war es natürlich zu spät. Was denken Sie?«

Sergeant Cloud rauschte der Kopf. Nie war er Chief Inspector Marley körperlich dermaßen nahe gewesen. Seine Ohren schienen zu glühen.

»Ja«, sagte er blinzeln. »Ja, genau das denke ich.« Dann beeilte er sich, hinaus in die schützende Dunkelheit zu kommen.

»Da oben muss es doch von Menschen nur so gewimmelt haben«, meinte Dorothy, als sie und Cloud über die Promenade zurück zum Fundort der Leiche gingen; vorbei an verammelten Softeisständen und Crêpesbuden und den bei Tage so gemütlichen kleinen Cafés unter den Arkaden, die jetzt nach Geschäftsschluss kalt und abweisend wirkten. Wie der Mörder das tote Mädchen unbemerkt vierzig Meter weit von der Toilette bis zu den Stützfeilern hatte schleppen können, war ihr ein Rätsel. Sie schaute nachdenklich zu den Lichtern des Piers hinauf.

»Wir haben den ganzen Zirkus absperren lassen«, sagte Cloud, der seinen Mantelkragen aufstellte und erfolglos mit den im Wind flatternden Enden seines Schals kämpfte, die ihm immer wieder ins Gesicht schlugen, während er gleichzeitig versuchte, mit Chief Inspector Marley Schritt zu hal-



Gerald Hagemann

Dem Tod geweiht

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46208-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2006

Der neue Stern am Himmel der deutschen Kriminalliteratur: In bester britischer Erzähltradition, mit einer atemberaubenden Handlung, skurrilen Charakteren und einem dramatischen Showdown an der Steilküste von Südengland.

Im ehemals mondänen Badeort Brighton ereignet sich eine groteske Mordserie an Frauen. Allen Opfern wurde ihr Ableben auf Zetteln der Pathologie angekündigt. Darauf ist sowohl Todesart als auch –zeitpunkt vermerkt. Für die unkonventionelle Polizistin Inspector Dorothy Marley wird der Fall bald zur Bewährungsprobe. Immer wieder hat sie mit den Anfeindungen ihres Konkurrenten Inspector Peter Bloomfield zu kämpfen. Dann erhält Doty einen Hinweis auf ein Verbrechen, das sich vor Jahren in Long Weldon ereignet hat – einem Ort, in dem Peter Bloomfield kein Unbekannter ist ...